



Foto: © Joachim Hoppe



Yannick Dreßen, 1982 in Düsseldorf geboren, lebte bis 2018 in Köln, wo er Germanistik, Geschichte sowie Romanistik studierte. Heute wohnt er in Freiburg und arbeitet als Lehrer und Dozent für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. In den letzten Jahren sind durch seine Feder mehrere Kurzgeschichten, das satirische Lesedrama *Bis zum letzten Mann*, Gedichte und ein erster Roman entstanden. Mit seinem Manuskript *Verdichtet*, auf dem *Meravigliosa Creatura* beruht, stand er 2020 auf der Longlist des Blogbuster-Preises. Auf seinem Blog *LetteraTour* veröffentlicht er Rezensionen zu aktuellen und klassischen Büchern. Zudem spricht er in seinem gleichnamigen Podcast mit Gästen aus der Literaturbranche über ihre Leidenschaft fürs Lesen wie auch über ihr liebstes Buch.

YANNICK DRESSEN  
MERAVIGLIOSA  
CREATURA  
ROMAN

*kul-ja!*  
*publishing*



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage März 2025  
Originalausgabe  
© 2025 kul-ja! publishing, Erfurt

Wir machen kule Bücher,  
nur echt mit dem Kulibri.

[www.kul-ja.com](http://www.kul-ja.com)

Pflichtangaben gemäß GPSR:

kul-ja! publishing  
An der Auenschanze 11  
D-99089 Erfurt  
[mail@kul-ja.com](mailto:mail@kul-ja.com)

Sicherheitshinweis entsprechend  
Art. 9 Abs. 7 S. 2 der GPSR entbehrlich

Nachhaltig gedruckt in der EU

ISBN: 978-3-949260-39-1

Wem sonst als dir?



# 1

Tinte klebte an seinen Fingern, als er geboren wurde.

Sie sprenkelte seine Hände und schlängelte sich in seltsamen Mustern bis hin zu den Fingerkuppen. In feinen Verästelungen zog sie sich über seine Haut, als seien es Adern und Venen, durch die das Leben pulsierte. An manchen Stellen glichen die Kleckse Hieroglyphen, verschlüsselten Zeichen, die erst Bedeutung erlangten, wenn man sie entzifferte. Womöglich bargen sie eine uralte Geschichte, eine Geschichte, die von Heldenmut erzählte, von Kämpfen und Tragödien.

Von Liebe und von Tod.

Gierig schnappte er nach Luft, als er in die Welt gestoßen wurde. Sog sie tief in seine Lungen, bis sie sich dehnten und brannten, und hielt den Atem an. Seine Augen trännten und traten aus ihren Höhlen hervor. Sein Körper zitterte, als wäre es das erste Mal, dass er auf diese Weise ins Leben fände. Er lief rot an und als der Schmerz in seinen Lungen unerträglich wurde, stieß er die Luft zwischen seinen Zähnen hervor, dass es zischte.

Wie immer hatte er den Moment hinausgezögert, hatte sich festgeklammert und gesträubt, die Geschichte zu verlassen. Doch dieses Mal war es anders. Tief hatte sie sich in ihn hineingefressen und eine Wunde geschlagen, die nicht zu stillen war, eine Wunde, die nicht vernarben, sondern weiter lecken würde.

Er legte das Buch beiseite, aus dem er gestürzt war, und schaute irritiert auf den Einband hinab. Mit dem Handrücken strich er über das verschwommene Bild, das den Schutzumschlag zierte. Die letzten Sätze hatten ihn unvollendet ausgespien und er fand nicht mehr zusammen. Das Ende des Romans flatterte lose am Mast seines Verstandes und wurde vom Sturm seiner Gedanken mal in die eine, mal in die andere Richtung gerissen. Der Knoten, zu dem sich die Fäden der Erzählung geschnürt hatten, war nicht gelöst worden, und so blieb das Ende unscharf, unscharf wie das Bild, das ihn von seinen Händen hinauf anstarrte, diese Muster, die ihm entgegensprangen und seine Haut wie ein Hennatattoo zierten. Der Klecks erinnerte ihn an etwas, doch sooft er seine Hand im fahlen Lichtschein auch wendete, der Tintenfleck gab sich nicht preis und behielt sein Geheimnis für sich.

Sein Kopf schwirrte und es dauerte einige Augenblicke, bis er sich aus dem Roman herausschälte und die Welt aus Buchstaben wie eine Eierschale von sich abwarf.

Gedankenverloren hob er den Kopf und blickte auf. Das Bild zitterte vor seinen Augen, verzerrte sich in der Mitte und floss an den Enden aus. Erst nach und nach gewann es an Schärfe und bildete Konturen, feine Linien, Formen und Farben, die sich wie ein Puzzle zusammensetzten, Stück für Stück, bis aus Sand und Meer und Himmel ein Ganzes vor ihm stand.

Ein helles Kreischen zerriss seine Gedankenwelt und warf ihn in den Moment. Er schreckte auf und sein Blick fand die Möwe, die seit geraumer Zeit auf der Brüstung der Veranda saß und die Reste des Essens einforderte, ein paar wenige Krümel, die verstreut auf dem Tisch lagen.

Unverfroren blickte sie ihn an, hielt seinem Blick stand und wägte ihre Chancen ab. Als sie auf den Tisch zu springen

wagte, riss er den Arm in die Höhe und der Vogel flatterte aufgeregt davon. Neidisch verfolgten seine Augen das Tier, das sich mühelos in die Luft schwang und in einiger Entfernung im Sand landete.

Da saß er also wieder, wie immer, wie jeden Abend, tintenbeschmiert und geschichtengetränkt. Vor ihm das Glas Wein, halb geleert. Sein Blick schweifte über den Horizont. Hinter tiefhängenden Schäfchenwölkchen, die golden rot und violett erstrahlten und so malerisch beisammenstanden, als seien sie einem Bild Caspar David Friedrichs entronnen, lugte die Sonne wie ein Fächer hervor und überzog den Himmel mit einem orange schimmernden Kleid. Nur gemächlich zogen die Wolken vorüber, zogen auf das Meer hinaus, das den Schein des roten Lichts widerspiegelte und mit seiner friedlichen Ewigkeit prahlte. Mancherorts brachen sich sanfte Wellen in den Weiten, sie griffen nach den Möwen und hinterließen deckweißfarbene Schaumbäder. Eine leichte Brandung rauschte rhythmisch an den Strand und malte immer neue Muster in den Sand, flüchtige Bilder, die nur für den Augenblick überlebten. Sandkörner stoben auf und eine Brise, die von der See her blies, kühlte sein Gesicht und spielte mit seinen Haaren.

Er atmete tief ein. Die Meeresluft trug eine salzige Frische in seine Lungen. Sie strömte durch seinen Körper und verdünnte das Gift der Fiktion, so lange, bis die Wirkung verfiel und er wieder angekommen war, wieder da war, wieder er war. Er ließ den Blick über die Bucht schweifen und las den Horizont wie einen unvergleichlichen Vers, der eigens für ihn gedichtet wurde. Tief berührt gab er sich dem malerischen Ort hin, der auf ihn schaute und seine sterblichen Gedanken in den Schlaf wogte.

Er leerte sein Glas und griff nach der Flasche. Dankbar goss er sich die letzten Tropfen des Chianti ein, dessen Reben auf

den Hügeln des Hinterlandes heranwuchsen. Als schließlich die letzten Sonnenstrahlen des Tages sein Gesicht umspielten, leuchtete die Narbe auf seiner Stirn auf, als gäbe sie das Magna preis, das sich unter ihr sammelte und brodelte. Doch schon im nächsten Augenblick verschluckten die Wellen die Sonne und die allabendliche Aufführung war beendet.

Für gewöhnlich entzündete die Dämmerung seine Kreativität, doch heute fühlte er sich matt und müde und wollte seiner Frau ins Bett folgen, anstatt sich über sein Manuskript zu beugen und mit dem Taktstock die Melodien seiner Welt zu komponieren. Und so erhob er sich, zu schnell, wie es schien, denn er wankte und musste sich am Tisch festhalten. Erst als er die Welt wieder ins Gleichgewicht gedrückt hatte, griff er nach der Flasche und dem Glas und schlich ins Haus. Behutsam zog er die Panoramatür hinter sich zu und suchte im Dämmerlicht den Weg in die Küche. Zwei leere Weinflaschen blickten ihm bereits vorwurfsvoll entgegen, als er die dritte hinstellte.

Und plötzlich zwickte ihn etwas in den Hinterkopf. Es biss ihn, fräste ein Loch in seine Schädeldecke und hustete hinein. Eine Stimme echote durch den Hohlraum, warnte und belehrte, schimpfte. Doch rasch unterdrückte er seine Gewissensbisse, erstickte sie, bevor sie sich ihm aufhalsten. Der Tag hatte gefeiert werden müssen, durchaus auch mit einem Schluck mehr als gewöhnlich. Immerhin war es ihr Geburtstag gewesen – der erste ihres neuen Lebens.

Er schob die aufsprudelnden Bilder beiseite, die tiefverborgene Schuld an die Oberfläche spülten, leerte den Rest des Weinglases und schüttelte sich, um die Erinnerungen wie Schneeflocken von sich abzuwerfen. Doch der Alkohol zwang ihn in die Knie. Wie ein Kleinkind stürzte er zu Boden und blieb verdutzt sitzen.

Einen Augenblick versuchte er das schwankende Bild vor

seinen Augen anzuhalten und nicht zu erbrechen. Er streckte den Arm aus, um sich zu orientieren, doch er fand nur seine tintenbefleckte Hand, die Bilder in seinen Kopf tupfte, verworrene Bilder, die ihm etwas mitteilen, ihn auf etwas aufmerksam machen wollten, gleich einem Code, der eine wichtige Nachricht enthielt. Erst nach einigen Wimpernschlägen, als die Küche nicht mehr vor ihm zitterte, zog er sich an den Schränken hoch und torkelte in den Flur. In Kehrschleifen steuerte er die Treppe an, versetzte den Stufen schwerfällige Tritte, als müsste er sie durchbrechen, und zog sich unbeholfen mit einer Hand am Geländer hinauf. Mit der anderen stützte er die Wand, die über ihm zusammenzubrechen drohte.

Oben angelangt, strampelte er seine Hose ab, pellte sich aus seinem Hemd und schmiss beides von sich. Instinktiv wankte er zu seinem Kind und kniete sich neben das rosa Babybett, dieses kitschige Geschenk seiner Eltern zur Geburt. Mit dem rechten Handrücken fuhr er seiner Tochter sanft über das pausbäckige Gesicht, eine Liebesbezeugung, die er ihr jeden Abend entgegenbrachte. Doch dieses Mal hinterließ er eine dunkle Spur auf ihrer Wange. Die Tinte, flüssig geworden durch den Schweiß, der aus ihm brach, färbte ab und für einen Augenblick kam es ihm vor, als schiebe er sein Kind in die Wirklichkeit. Sie rümpfte die Nase und brabbelte unverständliche Laute. Ihr Brustkorb hob und senkte sich, wieder und wieder, und er war glücklich.

Noch lange betrachtete er sein eigen Fleisch und Blut, schaute auf die Stupsnase, die hin und wieder zuckte, auf den kleinen Mund, dessen Lippen durch die Hamsterbäckchen geschürzt wurden, schaute auf den Flaum auf ihrem Kopf, diese samtweichen Haare, deren Farbe sie von der Mutter geerbt hatte, schaute weiter auf die Wurstfinger an ihren Händen und auf die winzigen Nägel, die kaum zu schneiden waren. Ein

Lächeln auf ihren Lippen verriet, dass sie fröhlich zu träumen schien und nichts davon ahnte, dass sie es nur dem Zufall vor einem Jahr zu verdanken hatte, überhaupt das Licht der Welt erblickt zu haben. Er unterdrückte eine Träne und küsste seine Tochter liebevoll auf die Stirn, bevor er wieder aufstand.

Als er sich umwandte, umkreisten zwei Schmetterlinge einander, eingefangen durch ein goldenes Fußkettchen. Das tätowierte Gelenk brachte sonnengebräunte Beine hervor, so makellos, als seien sie aus Marmor gemeißelt. Aufreizend überkreuzten sie sich, umschlungen den Deckenbezug wie eine Schlange. Bewundernd fuhr sein Blick Wade und Oberschenkel hinauf, fuhr über ein schwarzes Höschen, das die Hälfte eines Hinterns umspann, fuhr über die Senke der Taille und über ein weißes T-Shirt, auf dem Surfer die Wellen ritten, die die festen Brüste darunter aufwarfen. Blonde, dicke Locken lagen wild um eine entblößte Schulter und verdeckten Hals und Gesicht.

Ehe er sich an die Seite seiner Frau legte, um dem Schlaf zu geben, wonach er verlangte, stand er vor ihr, still und bewegt, so wie der Sternenhimmel, dessen Maserung aus dem Schoß der Nacht spross und sich allmählich durch das Fenster abzeichnete. Sein Blick ruhte auf ihr wie auf einem Gemälde und Tränen stiegen ihm in die Augen, als er sie so friedlich daliegen sah, als hätte es den Unfall nie gegeben.

Er wischte sich die Schuld aus dem Auge und legte sich an ihre Seite. Der vertraute Duft nach Jasmin stieg ihm in die Nase und zärtlich griff er in die Lockenpracht neben sich, um sich in ihr zu vergraben und tief einzusatmen. Seine Finger glitten den starren Körper entlang, strichen sachte über die Rundungen, die wie gemeißelt vor ihm lagen. Und plötzlich fuhr Leben in ihr Fleisch. Als sei sie Galatea, öffneten sich ihre Augen, behutsam und sanft, wie sich eine Knospe aufschließt, und mit

gläsernem Blick, halb erwacht, sah sie ihn an. Ein müdes Lächeln zupfte an ihren Lippen und riss an Friedrichs Herzen.

»Es ist alles gut! Schlaf ruhig weiter«, sagte er und versuchte, sie durch seine Worte wieder in den Schlaf zu wiegen.

Immer noch mehr im Traum gefangen als in der Wirklichkeit, lächelte sie ihn an und er vergaß die Welt um sich herum.

»Ich liebe dich, Friedrich!«

»Ich dich auch, Susette!«

Glücklich schlang er seinen Arm um sie und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. Er griff nach ihrer Hand und spürte die Wärme, die in seine floss. Sein müder Blick ruhte auf ihren verschlungenen Händen und gerade, als ihm die Lider zufielen, gerade, als sich der Schlaf seiner bemächtigte und er wegdämmerte, nahm der Tintenfleck auf seiner Haut vertraute Formen an. Er wunderte sich, wie er es nicht vorher gesehen hatte. Die Umrisse waren eindeutig und klar. Über den Mittelhandknochen streckte sich ein Schaft, ein Abzug verband Daumen und Zeigefinger und der Lauf führte bis aufs Mittelgelenk. Auf seinem Handrücken lag eine Pistole und mit einem Stich in den Magen nahm er wahr, wie sie genau auf Susette zielte.

Dann entriss der Schlaf auch ihn der Welt.

## 2

Friedrich erwachte aus ruhigen Träumen.

Sanft glitt er in den Schoß der Wirklichkeit hinüber, glitt aus einer Welt, die ihn eben noch mütterlich umsorgt hatte. Wohlwollend verabschiedete ihn der Traum aus seinem Reich und Friedrich hopste bereits vergnügt auf der dünnen Schwelle zum Wachsein. Es bedurfte nur noch einer kleinen Gewichtsverlagerung, um sich in die Arme des neuen Tages fallen zu lassen. Das Land, aus dem er zu schweben schien, verblasste bereits und schon jetzt versagte ihm die Erinnerung, wo und was er gewesen sein sollte. Einzig die Nachwehen des Schlafes verrieten ihm, dass er selig geträumt haben musste, denn Ruhe ergoss sich durch seine Adern, eine Ruhe, die ihn erfrischte und stärkte.

Gerne hätte er sich noch einmal von der Schwelle abgewendet, gerne wäre er noch einmal umgekehrt, um in den Traum zurückzueilen. Aber mit jedem neuen Moment, in dem sich sein Bewusstsein kräftiger regte und streckte, mit jeder neuen Sekunde, die verstrich, verschwand das Gebilde hinter ihm, fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen und war für immer vergangen. Vergeblich versuchte er, sich an die letzten Bruchstücke seines Traumbildes zu klammern, um noch einmal in die gebrechliche Welt einzutauchen, sie noch einmal mit dem Bewusstsein einer Scheinwelt zu formen, ja sich diese Welt, wie in seinen Dichtungen, Untertan zu machen.

Doch die Pforte war verschlossen, es gab kein Zurück mehr in das verschwenderische Land, in dem Milch und Honig flossen. Ihm blieb nichts übrig, als sich abzuwenden und sich den Armen des neuen Tages entgegenzuwerfen.

Noch schlug er die Augen aber nicht auf, noch wollte er nicht erwachen, sondern den Zustand zwischen Wachen und Schlafen auskosten, diesen einzigartigen Klangraum der Inspiration. Leichtfüßig balancierte er deshalb auf dem dünnen Seil, das sich über dem Abgrund seines Erwachens spannte. Bilder fielen wie ein warmer Sommerregen auf ihn hinab und malten den kommenden Tag bereits in kräftigen Farben aus. Tupfer für Tupfer entstand ein Gemälde vor ihm, dessen Farbleckse zu einer Person verschmolzen. Ihre Züge schärfen sich mit jedem neuen Pinselstrich, mit jeder Schattierung und Hervorhebung, bis er sich selbst erkannte, wie er an seinem Schreibtisch saß und schrieb. Fasziniert schaute er zu, wie das Bild um ihn herum Kontur annahm und eine Prophezeiung in sein Ohr flüsterte, eine Prophezeiung, die ein lang erloschenes Feuer entfachte. Erfolglos hatte er die letzten Tage nach Worten gerungen, hatte sich in den tausenden Gängen und Zwischengängen der Syntax und Grammatik verloren, bis er in eine tiefe Leere gefallen war, die ihn hatte verstummen lassen. Und nun sah er auf der bunt bemalten Leinwand seiner Phantasie, wie seine Hand den Stift über das Papier schwang, rauschhaft, beinahe besessen Wort an Wort aneinanderreichte und etwas Einzigartiges erschuf, etwas Un-erhörtes – Leben.

Und noch bevor er sich daran sattgesehen hatte, spross aus seiner Schrift ein anderes Bild hervor. Es rankte aus den Arabesken heraus und schoss wie eine Blume empör, deren Blüten sich bedächtig öffneten. Behutsam förderten sie das pausbäckige Gesicht seines Kindes zutage, das ihn unschuldig anstrahlte.

Es gluckste fröhlich und lachte, sorglos und entwaffnend, wie es nur einem Kleinkind möglich war.

Die Bilder berauschten ihn und schürten seine Vorfreude. Erwartungsvoll wandte er sich endlich von seinen Traumgebilden ab, wandte sich dem Tage zu, der ihm längst die Arme entgegenstreckte. Und so schlug er freudig die Augen auf, um zu erwachen.

Doch er schaffte es nicht. Wie Blei drückte etwas seine Lider hinab, eine Schwere, gegen die er nicht bestand. Er mühte sich, die Augen zu öffnen, bot all seine Kräfte auf, um den Vorhang zu lichten und die Bühne seiner Wahrnehmung zu erhellen, doch vergebens. Seine Wimpern lagen starr auf seinen Wangen und schlugen tiefe Wurzeln. Seine Augen schienen versiegelt, und unweigerlich flog er die Jahre zurück, flog zu den Wochenenden seiner Kindheit, als die Großmutter an seinem Bett saß und ihm aus einem alten, schweren Buch düstere Märchen vorlas, flog zum Sandmann, der die Augen der Kinder bestreute und in dessen Körnern wilde Träume schlummerten.

#### *Der Sandmann.*

Plötzlich breitete sich die unheimliche Erzählung Hoffmanns als Gemälde vor ihm aus und sog ihn in sich ein. Unverhofft fand er sich neben Nathanael wieder und erschauderte. Verbissen bemühte er sich, die Augen aufzuschlagen. Krampfhaft wollte er sie dem Schlaf entreißen, während Nathanaels melancholischer Blick auf ihm ruhte, doch noch immer gelang es ihm nicht.

Er wollte aufstehen. Wollte einem Blinden gleich den Weg ins Badezimmer ertasten und den Schlaf abwaschen, der seine Augen verkleben musste. Doch zu seinem Entsetzen gehorchten ihm auch seine Glieder nicht. Es schien, als sei er gefesselt, als sei er einbetoniert, schlimmer noch: als sei er begraben – lebendig begraben.

Sein Atem stockte. Er hörte, wie etwas nach Luft schnappte. Jemand röchelte und japste und erst nach banger Augenblicke wurde ihm gewahr, dass er selbst es war, der angestrengt keuchte. Anscheinend spielte der Traum immer noch auf der Klaviatur seines Geistes und so bündelte er seine Kräfte und konzentrierte sich darauf, aufzuwachen. Er mühte sich mit aller Macht, fokussierte sich, schwamm und rann, stieß und drückte, hinaus, nur hinaus, aufwachen, endlich aufwachen.

»Wach auf!«

Die Worte sausten wie ein Axthieb auf ihn nieder. Ein Stimmengewirr entspann sich um ihn herum und drang in den Riss seines Bewusstseins ein. Zunächst war es nur ein Flüstern in der Ferne, tief und eintönig, mehr ein Brummen denn ein Sprechen. Wie durch einen langen Tunnel hallte es zu ihm, ein dumpfer gregorianischer Gesang. Doch je mehr er sich mühte, das Gewand des Schlafes abzustreifen, desto klarer formten sich aus dem unverständlichen Gemurmel Worte, ja ganze Sätze, die ihn schließlich aus seinem Traum befreien sollten.

»Er wacht auf«, überschlug sich eine Stimme und schnitt so hell und scharf durch sein Trommelfell, als kreischte ein Kranich in sein Ohr, »er wacht tatsächlich auf!«

»Er kommt zurück! Sieh doch nur, er kommt zurück!«, tönte eine andere, ebenso aufgebracht, doch sanfter im Ton.

»Lauf, Heinrich! Lauf schnell und hol den Arzt!«

Friedrich blinzelte. Die Neugier verlieh ihm den letzten Schwung, doch grell war das Licht, das wie eine Armee in ihn einfiel. Zu grell. Es stach in seine Augen und bohrte sich wie ein Bajonett in seine Pupillen. Unweigerlich musste er die Augenlider wieder schließen, um nicht Gefahr zu laufen, mit einem Schlag zu erblinden.

»Friedrich, oh, mein Friedrich, du kommst zu dir!«

Eine Frauenstimme schlug ihm entgegen. Sie schluchzte und brach sich, jagte innerhalb eines Wortes ganze Oktaven hinauf und stürzte sie wieder hinab.

Er wollte etwas entgegenen, wollte etwas erwidern. Doch seine Lippen mochten sich nicht formen, seine Stimme sich nicht erheben. Und so unternahm er erneut einen Versuch und blinzelte in das schneidende Licht hinein, das ihm schier die Sehkraft rauben wollte. Eine dumpfe Helligkeit sprang ihn an und er brauchte einige Augenblicke, um sich an das Licht zu gewöhnen, das ihn wie ein Tsunami überflutete. Augenblicke, die ihm endlos erschienen. Augenblicke, in denen er in ein hell erleuchtetes Nichts gepresst wurde, nackt und blind. Erst allmählich zeichneten sich die Umrisse seiner Umgebung ab und aus dem Licht- und Schattenspiel manifestierte sich nach und nach ein Augenpaar, das über ihm schwebte und auf ihn niederblickte.

Er kannte diese Augen. Er kannte dieses Grün, das auf ihm ruhte und ihn umschloss. Er kannte diesen Blick, den er schon so oft in seinem Leben auf sich gespürt hatte. Er erkannte die Person, deren Konturen sich mit jedem Wimpernschlag schärfen, erkannte die Gesichtszüge, in denen er sich selbst wiederfand.

Er erkannte den Menschen, doch er verstand nicht.

»Was ... machst ... du ... hier?«

Er hörte seine Worte wie aus dem Mund eines Fremden dringen. Leise presste er sie hervor, einzeln, als müsste er sich vor jedem Laut von neuem sammeln. Das Sprechen erforderte eine unheimliche Anstrengung, die rasch den Rest seiner Kraft vertilgen sollte.

»Ach Friedrich, mein Kind«, sagte die Person und ihr Lächeln strahlte, als sei sie Zeuge eines Wunders. Eine Träne

löste sich aus ihrem Augenwinkel und tropfte auf seine Wange hinab. »Wie sehr habe ich dich vermisst?! Sprich noch nicht! Komm erst einmal zu Kräften! Nun bist du ja wieder hier. Nun wird alles gut.«

Wie einem kranken Kleinkind streichelte sie ihm über Stirn und Haar, küsste ihn auf die Wange und drückte seine Hand so herzergreifend, dass er sich wunderte, was passiert sein mochte.

»Was ... was ist denn geschehen, Mutter?«

»Nichts, mein Sohn, nichts!« Gedankenverloren schüttelte sie den Kopf. »Die Hauptsache ist, dass du wieder bei uns bist, dass du wieder hier bist! Und dieses Mal musst du bleiben, hörst du!« Sie zupfte ein Taschentuch hervor und wischte sich die Tränen von der Wange. Behutsam tupfte sie auch über sein Gesicht, so zart, als sei es aus Glas und drohe bei geringstem Druck zu zerbrechen. »Dieses Mal musst du bleiben. Dann wird sich alles klären, dann wird alles wieder gut! Verstehst du?«

Er verstand nicht.

Die Worte drangen in sein Bewusstsein vor, doch entfalteten keinerlei Wirkung. Er nahm sie wahr, doch ihre Saat ging nicht auf. Der Nährboden lag verdorrt vor seinen Füßen. Es war, als spräche seine Mutter eine Sprache, derer er nicht mächtig war, eine Sprache, die ihm vertraut erschien, deren Laute er schon einmal gehört hatte, deren Grammatik er kannte, doch deren Bedeutung er nicht entziffern konnte.

Die Müdigkeit war allumfassend. Wieder und wieder fielen ihm die Lider zu, trotz der Anspannung, die sich in ihm einnistete. Er musste sich mühen, gegen die tonnenschwere Last anzukämpfen, die ihn wie einen Stein in die Matratze drückte. Sobald er die Augen wieder aufschlug, rutschte sein Blick ab und schweifte durch den Raum, der sich erst um ihn herum bildete, als er genauer hinblickte. Nach und nach brach die

Welt in ihn ein und sein Magen krampfte, als ihn eine unvertraute Umgebung ansprang.

Sterile Mauern erhoben sich zu allen Seiten und kesselten ihn ein, Mauern, die von einem auffällig dezenten Weiß beherrscht wurden. Es war ein kaltes Weiß, nüchtern und aseptisch, ein Weiß, das von den Wänden prasselte, von der Decke, ja beinahe von allem, was sich in diesem kargen Raum befand. Nur ein blassblauer Farbtupfer behauptete sich gegen die trostlose Dominanz und stand verloren in einer zu großen Vase. Doch auch dem Vergissmeinnicht fehlte der Nährböden, wie es schien, denn traurig ließ es seine Köpfe hängen und einzelne Blätter verwelkten bereits im Kreisrund neben ihm auf der Fensterbank.

Verwirrung legte sich wie Nebel auf seine Sinne. Seine Kraft schwand und nur mühselig wandte er sich wieder der Mutter zu, die dicht an seinem Bett saß und ihre Augen auf ihn heftete, als sei er ein Neugeborenes. Tränen waren ihr in die Augen getreten, Freudentränen, die sie erfolglos zu verbergen versuchte.

»Wo bin ich hier?«, fragte Friedrich.

»Schone dich nur! Der Doktor kommt gleich«, sagte sie, »du darfst nur nicht wieder fortgehen, hörst du! Du darfst nicht fortgehen!«

Sie betonte die Worte, als ginge es um Leben und Tod. Hob sie hervor, als wäre es ein Befehl, den zu verletzen Lebensgefahr bedeutete, und Friedrichs Nebel verdichtete sich.

»Wo sollte ich denn hingehen, Mutter? Ich ... ich kann mich kaum bewegen. Kann kaum ... sprechen.« Seine Zunge lag wie Blei in seinem Mund und als er schluckte, brannte seine Kehle, als ergieße sich siedender Stahl durch seinen Hals. »Mama, sag mir doch bitte, was geschehen ist! Wo bin ich hier? Was mache ich hier?«

»Hab keine Angst, mein Friedrich. Der Doktor ist auf dem Weg.« Anspannung zupfte an ihren Lippen und ihr Lächeln verrutschte. Verstohlen blinzelte sie zur Tür hinüber. »Hab nur noch ein klein wenig Geduld! Wir bleiben einfach hier. Du und ich, nur wir beide.« Sie streichelte ihm über den Kopf, liebevoll, zärtlich, und in ihre Augen trat ein Strahlen, das ihn blendete. »Ach Friedrich, ich bin so froh, mein Sohn!«

Sein Kopf war leer. Die Einzelteile seiner Wahrnehmung setzten sich nicht zusammen, ergaben nicht eins, sondern viele. Sorgen türmten sich zu riesigen Wellen in ihm auf, die gegen die Felsen seines Verstandes brandeten. Allem Anschein nach befand er sich in einem Krankenhaus. Doch seine Erinnerung versagte, als er zurückschaute. Wie war er hierhingekommen? Was war geschehen?

Er blickte an sich hinunter, sah seinen Körper, der ihm nicht gehorchte, seine Arme und Beine, die sich nicht bewegen wollten. Eine tiefe Verunsicherung wuchs in ihm heran, aufgepeitscht durch seine Mutter, die sich immer noch über ihn beugte und ihn wie einen Säugling anstarrte, voller Erwartung und Hoffnung.

Da donnerte plötzlich ein Hieb über ihn. Er riss die Augen weit auf und starrte seine Mutter an, als habe sie ihm eine Wunde geschlagen.

»Wo ist Susette?«, schoss er seine Sorge hinaus. »Und wo ist Desiree? Wo ist mein Kind?«

Die Fragen schnellten wie Pfeile hervor und wie Pfeile trafen sie ihr Ziel. Sichtlich verwundet wandte sich seine Mutter plötzlich von ihm ab. Ihr Blick glitt fort, das erste Mal, seitdem er in diesem Zustand erwacht war und nicht wusste, wo und was er war. Er glitt fort von seinem Gesicht, glitt durch den Raum und hin zur Tür.

»Was ist mit meiner Familie, Mutter? Warum sagst du nichts?«

Seine Finger zuckten und ballten sich zu Fäusten.

»Ach Friedrich, warte doch nur noch einen Augenblick! Alles wird sich klären. Bleib bitte einfach nur hier. Bleib bei mir.«

»Was ist geschehen?«, keifte er plötzlich und seine Augen gruben sich aus den Höhlen seines Schädels hervor. »Was geht hier vor sich, Mutter? Rede endlich mit mir! Wo ist meine Frau, wo ist meine Tochter? Was ist mit ihnen passiert?«

Seine Worte platzten wie Kanonenkugeln aus ihm heraus. Sie hallten im Zimmer nach und rissen einen Graben zwischen ihn und seine Mutter, einen Graben, der sie voneinander trennte, sie wie Feinde gegenüberstellte. Sein Ton zeugte von Aggressivität und war doch lediglich Ausdruck seines verwirrten Zustandes, in dem er sich gefangen sah.

»Beruhige dich bitte, Friedrich. Es ist gut. Es ist alles gut.«

Seine Mutter rang mit den Tränen und versuchte, ihn zu beschwichtigen, versuchte das Feuer zu löschen, das in ihm entbrannt war, doch es gelang ihr nicht mehr. Die Sorge um seine Familie loderte wild auf und verbrannte ihn.

»Lass mich los!«, schrie er und riss sich aus der Umarmung seiner Mutter. Wütend stieß er sie zur Seite und forderte seinen Körper unter allem Kraftaufwand auf, ihm zu gehorchen. Seine Beine, seine Arme, alles sollte seinen Befehlen Folge leisten. Das Feuer glühte und peitschte ihn an. Er schwitzte, vor Anstrengung, vor Aufregung. Und mit ungeheurer Willenskraft erhob er sich, setzte seine Füße auf den Boden und stand auf. Zu hitzig, wie es schien, denn seine Kraft versagte. Schon stürzte ihm die weiße Keramik des Bodens entgegen. Hart schlug er mit dem Kopf auf den Fliesen auf und ein stechender Schmerz bebte von der Schläfe durch seinen ganzen Körper. Seine Mutter schrie auf, als in rhythmischen Abständen etwas aus ihm hinausbrach und auf den Boden tropfte. Schwindenden Sinnes

sah er noch, wie die Tür aufgerissen wurde und eine Person in einem weißen Kittel hereinstürmte. Aus ihrer Schulter wuchs der Kopf seines Vaters, der beim Anblick des Vorgefallenen die Hände vor das Gesicht schlug.

»Um Himmels Willen, was ist geschehen, Johanna?«

Friedrichs Kopf schwirrte. Schwindel übermannte ihn. Alles verschwamm vor seinen Augen, als liefe Wasser über ein Gemälde und risse Formen und Farben mit sich. Unscharf erkannte er noch, wie sich der Arzt über ihn beugte und versuchte, sein Bewusstsein aufrechtzuerhalten. Doch es entglitt ihm mehr und mehr.

Dann wurde es schwarz vor seinen Augen.

Er konnte nichts mehr sehen und hörte nur noch die ängstlichen und besorgten Stimmen seiner Eltern und jene dieses Mannes, die in dem langen Tunnel, aus dem er eben gekommen war, wieder verschwanden.

»Friedrich«, schrie seine Mutter, als tapste ihr Kind einer befahrenen Straße entgegen, »Friedrich, bleib hier! Bleib in der Wirklichkeit!«

Doch alles verwischte vor ihm. Alles fuhr in einem Strudel hinab und versank. Und so war das Letzte, was er als Flüstern in der Ferne vernahm, bevor alles verstummte und er sich in einem Nichts, in einer endlosen Leere befand, die Stimme eines Dritten, wohl des Arztes, die leise nachhallte.

»Es tut mir leid, wir haben ihn wieder verloren!«